Zweites Blatt

Roßleber Zeitung

№ 69 Donnerstag, den 12. Juni 1930 36. Jahrgang

Dunkle Zukunft!

Die nachfolgenden Ausführungen, die uns aus dem rheinisch-westfälischen Industrierevier zugehen, dürften gerade jetzt, da die Sanierung der Wirtschaft durch einen allgemeinen Preisabbau und die auch bei den staatlichen Stellen erkennbare Tendenz der Ausgabensenkung systematisch betrieben zu werden scheint, von ganz besonderem Interesse sein.

Unter den Kundgebungen der großen Wirtschaftsverbände ragt als besonders wirksam hervor diejenige des Langnamvereins in Düsseldorf. Als vor einiger Zeit von dieser Vereinigung das Wort ausgegeben wurde: „Werft das Steuer herum!" galt dieses Wort als eine der packendsten und ernsthaftesten Mahnungen an alle, die es angeht. Nicht nur die wirtschaftliche Lage, sondern auch die Lage der öffentlichen Finanzen hat in den vergangenen Monaten deutlich erwiesen, daß der gegenwärtige öffentliche Ausgabenaufwand in Reich, Staat und Gemeinden für die Wirtschaft untragbar geworden ist. Darum ist die Wirtschaft krank. Beweise dafür gibt es tausendfach. Die Kurve der Insolvenzen geht von Monat zu Monat in die Höhe. Im März waren 1164 Konkurse gegen 711 im März 1929 und 1115 im Februar 1930. Diese Zahlen geben ein überaus trauriges Bild für unsere Wirtschaftslage ab, die in eine katastrophale Krise geraten ist, aus der herauszukommen nur möglich ist, wenn ernstlicher Wille zur Umkehr nicht nur bei jenen Führern der Wirtschaft, die an verantwortungsvoller Stelle stehen und verantwortungsbewußt ihre Führerschaft ausüben, vorhanden ist, sondern die weitesten Kreise ergreift, die erkennen müssen, daß es bei uns von dem Chaos nicht weit entfernt ist. Der Appell richtet sich auch besonders an jene Kreise, die einen wichtigen Faktor im Wirtschaftskampf darstellen wollen, nämlich die Führer der Arbeitnehmerschaft, die in Verfolgung ihrer Machtideen den Arbeitgebern den Fehdehandschuh hingeworfen haben. Dabei sind der Begriff „Arbeit" und das „Zusammengehörigkeitsgefühl", die „Harmonie der Verbundenheit" und die „Pflicht als Deutscher sich zu fühlen" umgeworfen und zerrissen worden. Sie klingen in eine häßliche „Disharmonie" aus. Man sieht Fortschritt in der Vernichtung der Freiheit des Handelns, man sieht Aufstieg in der Zerstörung von Werten durch übertriebene Sozialforderungen, man saugt an der Substanz, anstatt sie zu vermehren. Es gibt tausend Widersprüche. Darum ist die Wirtschaft krank.

Der Ruf nach dem Arzt, der eine kranke Seele heilen soll, ist oft und eindringlich von ernst denkenden Männern in Deutschland erklungen und — verhallt. Der Ruf „Werft das Steuer herum!" ist ein kategorischer Imperativ, stark und kräftig. Der Steuermann ist der Arzt. Niemand anders als die Freiheit des Handelns, die freie Entfaltung eines verantwortungsbewußten Führerwillens. In den letzten Jahren ist eine Bindung nach der anderen um dieses köstliche Gut gelegt worden. Ein Gesetz nach dem anderen brachte Lasten auf Lasten, Pflichten auf Pflichten, so daß der Wirtschaftskörper dem langsamen Verbluten ausgesetzt wurde. Die Folgen sehen wir in der schon erwähnten steigenden Zahl der Insolvenzen, der zahlreichen Werksstillegungen und der ungeheuren Zahl der Arbeitslosen. Deshalb ist der Ruf nach dem Arzt so ungemein packend. Er sollte Eingang finden in die Ressorts, in die Parlamente, in die Gewerkschaftsbüros und vor allem in die Herzen der Millionen Arbeiter, die berufen sind, mitzuhelfen, daß die Säulen des Staates wieder fest und unumstößlich werden. Es sind hohe heilige Pflichten, die auf die Schultern eines Jeden gelegt sind, der beteiligt ist an dem Riesenprozeß der Heilung. Alle sollten verantwortungsbewußt sein, der Führer wie der geringste Arbeiter, auch jene, die als Exponenten der Massen gegen das Unternehmertum auftreten, den Ersatz der freien Wirtschaft durch die gebundene Wirtschaft fordern, die mit Wirtschaftsreformen jonglieren, als handelt es sich um ein Ballspiel und nicht um eine lebenspendende Seele. Ihnen sollte es endlich zum Bewußtsein kommen, daß sich ihr Tun um die Vernichtung dieser Seele dreht, um den Tod eines schon zuckenden Wirtschaftskörpers, der lebenspendende Kräfte zu tragen berufen ist, der die Idee der Arbeit verwirklicht, die Millionen Brot und Verdienst gewährt. Für uns Deutsche, die wir darauf angewiesen sind, unsere Ausfuhr mit allen Mitteln zu steigern, um die Kriegstribute aufbringen zu können, ist es besonders wichtig, daß sich Arbeiter und Unternehmer in Erkenntnis ihrer Schicksalsverbundenheit immer fester zusammenschließen und zu gegenseitigen Opfern bereit sind.

Darum ist Heilung nötig, darum ist der Ruf nach Umkehr berechtigt. Die Erhaltung der Freiheit der Wirtschaft ist die dringlichste Aufgabe der Zukunft. Je eher es gelingt, desto eher wird das Dunkel, das über der Zukunft liegt, erhellt. Ernst und kräftig klingt es aus dem Gebiet der gigantischen Arbeit: „Werft das Steuer herum!"

Das Notopfer der Festbesoldeten.

Erklärung Dr. Moldenhauers.

Berlin, 8. Juni.

Ueber das im Rahmen des Sanierungsprogramms für die Arbeitslosenversicherung enthaltene Notopfer der Festbesoldeten machte Reichsfinanzminister Dr. Moldenhauer am Freitagabend vor der Presse einige erläuternde Angaben.

Das Notopfer soll insgesamt 350 Millionen Mark erbringen, davon 48 Millionen aus der Ledigensteuer. Von dem Notopfer werden zunächst sämtliche Beamte und behördlichen Angestellten betroffen, soweit sie das versteuerbare Existenzminimum erreichen, sowie alle Festbesoldeten in gesicherter Stellung der Privatwirtschaft, soweit sie nicht zu Sozialbeiträgen herangezogen werden, d. h. sämtliche Privatangestellten mit einem Einkommen von jährlich 8400 Mk. werden vier Prozent ihres Einkommens als Notopfer zahlen. Den festbesoldeten Privatangestellten werden die Aufsichtsratsmitglieder mit ihren Tantiemen gleichgerechnet.

Während die „Reichshilfe" der Festbesoldeten und der Zuschlag für festbesoldete Ledige ab 1. Juli erhoben werden, sind in die Tantiemesteuer auch einmalige Einnahmen, Tantiemen, Gratifikationen einbezogen, die zwischen dem 1. April und dem 1. Juli zur Auszahlung gelangt sind. Sie werden, entsprechend den drei Quartalen des Vierteljahres, zu ¾ herangezogen. Ueber die zeitliche Begrenzung wird in den Entwürfen festgelegt, daß die Steuer für die festbesoldeten Ledigen bis zum 31. März nächsten Jahres befristet ist, während die Reichsregierung in dem Gesetz über die 4prozentige „Reichshilfe" ermächtigt wird, sie am 1. April 1931 zu mildern oder aufzuheben.

Nach den Berechnungen des Reichsfinanzministeriums wird das Notopfer zu 78 Prozent von den Beamten, zu 12 Prozent von den Privatangestellten und zu 10 Prozent von den Aufsichtsräten aufzubringen sein. Nach der Auffassung Dr. Moldenhauers ist die Lage zurzeit so, daß endlich ein entscheidender und ernster Schritt zum Abbau des Verwaltungsapparates gemacht werden muß. Wenn nun mit dieser Maßnahme, wie man in Kreisen der Regierung mit Bestimmtheit rechnet, eine allgemeine Preissenkung auf den gesamten internationalen Waren- und Rohstoffmärkten Hand in Hand geht, dann kann von einem Abbau des Realeinkommens, den das Notopfer ja bedeutet, nicht mehr gesprochen werden.

Bomben auf das Zeltlager der Afridi.

Eine Erklärung im Unterhaus.

London, 8. Juni

Der Staatssekretär für Indien, Wedgewood Benn, gab im Unterhaus eine kurze Darstellung über die gegenwärtige Lage an der indischen Nordwestgrenze, die mit den bereits bekannten Privatmeldungen im wesentlichen übereinstimmt. Der letzte der Regierung vorliegende Bericht zeige, daß Gruppen von Angehörigen des Afridistammes in erheblicher Stärke eine Reihe von Dörfern in der Umgebung von Peschawar besuchten und die Dorfbewohner aufforderten, sich ihnen bei einem Angriff auf die Truppenbaracken anzuschließen.

Die Dorfbewohner hätten dieses Ersuchen der Afridi abgelehnt, und zwar sowohl im westlichen wie im südwestlichen Teil der Provinz. Der Regierung liege bisher keine Information vor, wonach es den Afridi gelungen wäre, militärischen Kontakt zu erhalten. Ein Teil der Zeltlager der Stammesangehörigen wird fortwährend durch britische Flugzeuge mit Bomben beworfen.

Vormarsch der Nordgenerale.

Ungünstige Lage der Nankingarmee.

London, 8. Juni.

Von dem Hauptquartier der Nankingtruppen in Hankau wurde zugegeben, daß die Hauptstadt der Provinz Hunan, Tschangtscha, von den Regierungstruppen geräumt und durch die Kwangsi-Aufständischen besetzt wurde.

Die Regierungstruppen haben eine Verteidigungslinie bei Wuhan bezogen, die von drei Aufständischen-Abteilungen bedroht wird. Es erscheint zweifelhaft, ob es der Nankingregierung möglich sein wird, die Provinz Schantung gegen das Vorrücken der Schansiarmee in Richtung auf Tsinan zu halten. Unter den Ausländern und namentlich Japanern werden eilige Vorbereitungen für eine schleunige Räumung der Stadt getroffen. Eine Abteilung der Aufständischenarmee rückt auf Hankau vor.

Die Kriegslage in Schantung.

Die Truppen der Nankingregierung haben den nördlichen Teil der Provinz Schantung geräumt und sich auf die Südseite des Gelben Flusses zurückgezogen.

Die Stadt Tsinanfu ist noch nicht gefallen.

Die Regierungstruppen haben einen Teil der großen Brücke bei Tsinanfu zerstört.

---

73. Fortsetzung. Nachdruck verboten.

Anfangs glaubte sie, es sei Bertsch. Aber nein, der war breitschultriger von Gestalt. Nun, ganz gleich auch — selbst wenn er es gewesen wäre, sie hätte ihren Weg darum doch ruhig fortgesetzt. Sein Anblick erregte sie nicht mehr. Seit Eke von Grund einen anderen geheiratet, war ihr Haß gegen Gerhard Bertsch erloschen. Kalt und geringschätzig dachte sie nur noch an ihn. Ein Mensch ohne Kultur. Es lohnte sich nicht, irgendein Gefühl an ihn zu verschwenden. Nicht einmal den Haß. Ja, sie war jetzt sogar froh, daß damals alles so gekommen. Wie hätte es wohl mit ihrer Freiheit ausgesehen an der Seite dieses brutalen Tyrannen.

So war sie denn eigentlich ganz zufrieden mit ihrem Los, wenn nur eben die Langeweile nicht gewesen wäre, diese schreckliche Langeweile, seit sie wieder zurück waren von der großen Auslandsreise. Hierzulande gab es ja keine Kavaliere, alles nur Männer der Arbeit, die von einem verfeinerten Genußleben nichts wußten. Was sollte eine Frau wie sie hier anfangen? In ihre Gedanken versunken, war Marga Steinsiefen weitergewandert, bis sich plötzlich der Wald lichtete. Ganz unerwartet. Sie sah auf. Das war doch früher hier nicht so gewesen?

Auf einer Rodung gewahrte sie Erdanschüttungen, Bahngleise und dahinter allerlei Schuppen und Baracken. Offenbar irgendwelche Bauanlagen, die mit der Talsperre zusammenhingen. Sie blieb unwillkürlich stehen und hielt Umschau. Ihr Blick wurde schließlich festgehalten von einem bestimmten Punkte. Vor einer der Baracken saßen ein paar Weiber, von fremdartigem Aussehen, schmutzig und verwildert, schälten Kartoffeln und schnitten Speckwürfel in riesige Kessel. Eine Kantine mochte es wohl sein für die ausländischen Bauarbeiter. Nun hatten die Frauen sie bemerkt. Die Hände hielten an mit ihrer Arbeit. Neugierig und neidisch funkelten die schwarzen Augen her zu ihr, zu ihrer kostbaren Toilette.

Ein unbehagliches Gefühl beschlich Marga. Das hatte sie ja nicht gedacht, daß es jetzt hier oben solch Volk gab! Und sie kehrte rasch um. Schnelleren Schritts eilte sie zurück. Sie war indessen noch nicht allzu lange gegangen, als mit einem Male rauhe Laute von vorn an ihr Ohr schollen, von Menschen, die ihr entgegenkamen. Rohes Lachen, Stimmen in einer fremden Sprache, und nun wurden vor ihr drei Männer sichtbar. Wenig anheimelnde Gesellen in verschlissenen Anzügen, auf dem Kopfe hohe Lammfellmützen, über den Schultern Schaufeln mit einem Kleiderbündel daran. Offenbar ausländische Arbeiter drunten von der Talsperre. Von neuem sprang da der Schreck in Marga auf. Sie schutzlos hier mit diesen wüsten Gesellen — und angetrunken schienen sie obenein auch noch!

Unwillkürlich blieb Marga stehen und blickte ängstlich auf die Ankömmlinge. Die wurden nun auch ihrer ansichtig und verstummten. Ihre stechenden, unstäten Augen hefteten sich auf sie. Erst staunend, dann begehrlich. Eine Frau, und gar eine reiche, schöne — ganz allein hier im Walde!

Schweigend blickten sie einander an. Ein unheimliches Glühen entbrannte in ihren Augen, und langsam kamen sie näher.

Voller Entsetzen durchfuhr es Marga. Sie warf sich herum und wollte den Weg, den sie gekommen, zurücklaufen. Aber gleich beim ersten Schritt schrak sie jäh zurück. Auch dort drohte ja gleiche Gefahr. Also ein Entrinnen unmöglich, und hinter ihr jetzt das höhnische Auflachen der Unholde!

Die Angst der Verzweiflung entpreßte ihr einen schrillen Schrei. Aber als Antwort nur wieder jenes grauenhafte Lachen, ganz nahe schon. Und jetzt griff eine Hand nach ihr, eine ekle, schmutzstarrende Hand, tierisch behaart.

Wie eine Irrsinnige gellte sie da noch einmal auf, daß selbst der Angreifer hinter ihr unwillkürlich abließ.

Doch diesmal kam eine andere Antwort. Das laute Aufbellen eines Hundes, nun der Zuruf einer Mannesstimme, und jetzt brach es jeitlich neben ihr durch den Wald. Erst ein brauner, hochläufiger Jagdhund, dann sein Herr — der Jäger von vornhin — und nun erkannte sie ihn: der Neffe des alten Herrn von Grund.

„Was geht hier vor?"

„Schützen Sie mich, um Gottes willen!" Dicht drängte sich Marga an ihren Retter.

Eberhard von Selbach kehrte sich gegen ihre Bedränger.

„Zurück! Auf der Stelle — oder!"

Und er erhob drohend die Büchse.

Da wichen die drei langsam zurück, murmelten ein paar unverständliche Worte und verschwanden alsbald im Walde.

„Gesindel!"

Verächtlich sah Selbach ihnen nach. Dann wandte er sich Marga zu.

„Ich freue mich, meine gnädige Frau, daß ich Ihnen einen kleinen Dienst erweisen konnte. Allerdings nur ein glücklicher Zufall. Wäre ich nicht gerade dort oben im Eichenschlag gewesen '—"

Marga schüttelte noch einmal ein Grauen. Aufgeregt streckte sie ihm beide Hände entgegen.

„Wie soll ich Ihnen nur danken!"

Selbach führte ihre Linke an seine Lippen.

„Wie gesagt, ich schätze mich glücklich — aufrichtig glücklich."

Sein Blick streifte ihr schönes Antlitz, in der Erregung doppelt reizvoll, und seine Hand preßte leise die ihre, ehe er sie wieder freigab. Doch dann glitt sein Auge verwundert an ihrer kostbaren Robe hinunter.

„Aber wie kommen Sie auch nur hierher, meine gnädigste Frau?"

Sie klärte ihm alles auf. Dabei schritt sie langsam an seiner Seite den Weg nach Rödig zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219300613-18/fragment/page=0001

Es liegt kein Grund zu ernsten Besorgnissen für die in Tsinanfu weilenden Ausländer vor. Die Deutschen beabsichtigen jedenfalls nicht, die Stadt zu verlassen.

In Tschangtscha, das von den Kwangsitruppen und der „Eisernen Division" der Nordarmee besetzt worden ist, herrscht Ruhe und Ordnung. Die bisher in Kanton verwendeten Nankingtruppen sollen, wie es heißt, zur Verstärkung der Jangtse-Front gegen Hunan und Kwangsi eingesetzt werden.

Der Rückzug der Regierungstruppen.

Die chinesische Regierung hat befohlen, Tsingtau zu räumen, um die Stadt nicht den Gefahren des Bürgerkrieges auszusetzen. Mit der Räumung soll sofort begonnen werden.

Im Zusammenhang mit den letzten Niederlagen Tschiangkaischeks verlangen maßgebende Mitglieder der Kuominiang seine sofortige Entthebung von allen Posten, die er innehat. Die Lage in Nanking ist daher ziemlich gespannt. In Schanghai haben die chinesischen Behörden wegen der aktiven Tätigkeit kommunistischer Verbände den Kriegszustand erklärt.

Rußlandaussprache im Unterhaus.

Das Geschäft mit der Sowjetunion.

London, 8. Juni.

Der letzte Verhandlungstag im Unterhaus war einer ausgedehnten Aussprache über die Rußlandpolitik der Regierung gewidmet. Der konservative Abgeordnete Sir Lokker Lampson wies darauf hin, daß sich das Gewissen Englands dagegen sträube, mit den Vertretern der Sowjetregierung die Hände zu schütteln. Die Konservativen wünschten eine Ausdehnung des Handels Großbritanniens, aber sie lehnten die Duldung des Mißbrauchs der Gastfreundschaft Englands durch Sowjetvertreter ab.

Die Zulassung der Russen habe zu einer Vermehrung der industriellen Schwierigkeiten in Großbritannien geführt und die Rassengegensätze im ganzen britischen Weltreich vermehrt. Auf den englischen Vizekönig in Indien sei zum ersten Male innerhalb einer Generation wieder ein Anschlag verübt worden. Der russische Staat sei nicht auf Recht, sondern auf Unrecht aufgebaut.

Unterhaus vor der Vertagung.

Der frühere Außenminister Chamberlain nannte die Unterzeichnung des ersten Abkommens mit der Sowjetunion, die Sowjetrußland zusätzliche Vorteile gegeben habe, obwohl es mit seinen Verpflichtungen im Rückstand geblieben sei, eine Unbesonnenheit.

Noch unbesonnener sei es von der zweiten Arbeiterregierung gewesen, die russische Regierung anzuerkennen, obwohl diese ihre Haltung nicht geändert habe, und einen Vertrag mit Rußland abzuschließen, bei dessen Unterzeichnung man gewußt habe, daß er von den Russen anders ausgelegt werden werde.

Außenminister Henderson wies in seiner Antwort lediglich darauf hin, daß die Lage hinsichtlich der russischen Propaganda ohne einen Vertrag nicht besser gewesen wäre. Der Vertrag stelle keine Sicherheit gegen die Sowjetpropaganda dar, sein Vorteil liege aber in den Aufträgen, die bereits an die englische Industrie ergangen seien und die sich in den nächsten Monaten noch vermehren würden.

300 Millionen Entschädigung für die deutschen Schiffe

Washington, 10. Juni.

In Sachen der den deutschen Reedereien zu zahlenden Entschädigung für die während des Krieges in den amerikanischen Häfen beschlagnahmten deutschen Schiffe ist soeber der Schiedsspruch gefällt worden.

Der Schiedsrichter setzt die für die 94 beschlagnahmten Schiffe zu leistende Entschädigungssumme auf 74 243 000 Dollar einschließlich der bis zum 31. Dezember 1928 fälligen Zinsen fest. Diese Summe ist um 30 Millionen Dollar höher als die Summe, die seinerzeit die von dem Präsidenten Wilson eingesetzte Schätzungskommission genannt hatte.

Die Entscheidung des amerikanischen Schlichters ist endgültig und Schiedsrichter Ernick hat dem Schatzamt empfohlen, die Ratenzahlungen alsbald zu beginnen

Zur Verfügung stehen nach dem Freigabegesetz zurzeit eine erste Rate von 25 Millionen Dollar, die jedoch nicht voll an die deutschen Reeder geht, da für Schiffe, Patente und ehemals in deutschem Besitz befindliche Funkstation Sayville insgesamt 100 Millionen Dollars angesetzt sind und die ehemaligen Eigentümer der Patente und der Funkstation dahe auch an der ersten Rate von 25 Millionen beteiligt werden müssen. Da bisher der Gesamtbetrag der Entschädigung wegder für die Patente noch für die Funkstation festgesetzt ist so können den Reedereien für die Schiffe nur 74,2 Prozen der ersten Rate sofort ausgezahlt werden.

Die hauptsächlichsten Empfänger der Schiffsentschädigungen sind die Hamburg-Amerika-Linie, der Norddeutsch Lloyd und die Deutsche Dampfschiffahrtsgesellschaft „Hansa" in Bremen.

Wirtschaftlicher Wochenbericht

Mitgeteilt von der Mitteldeutschen Landesbank, Magdeburg, durch die Kreissparkasse Querfurt, Zweigstelle Roßleben.

Nach dem Ausweis der Reichsbank vom 31. Mai 1930 hat sich in der Ultimowoche die gesamte Kapitalanlage der Bank um 572,9 Mill. RM. auf 4812,5 Mill. RM. angewachsen. Die Deckung der Noten durch Gold allein ermäßigte sich von 63,9% auf 53,8%, diejenige durch Gold und deckungsfähige Devisen von 72,4% auf 61,1%.

Der Tiefstand der Wirtschaftslage in Deutschland kommt in den neuesten Berichten der preußischen Industrie- und Handelskammern deutlich zum Ausdruck. Zu erneuten Betriebseinschränkungen sahen sich insbesondere die Produktionsmittelindustrien gezwungen. Im rheinisch-westfälischen Industriegebiet betrug die arbeitstägliche Kohlenförderung in der Zeit vom 1. bis 23. Mai nach den vorläufigen Zahlen 343031 Tonnen gegen 364493 Tonnen im Monat April. Auch die Gesamtlage der Großeisenindustrie stand weiterhin im Zeichen der Depression. Die chemischen und elektrotechnischen Industrien haben ebenfalls keine Besserung zu verzeichnen. Der Baumarkt erfuhr eine geringe Belebung, die aber hinter der in den Vorjahren weit zurückbleibt. — Die anhaltend schlechte Wirtschaftslage spiegelt sich auch in der Zunahme der Insolvenzen. Im Mai betrug die Zahl der Konkurse 1043 (1929: 834) gegen 989 im Vormonat (1929: 871). Die Zahl der Vergleichsverfahren erhöhte sich im Mai auf 684 (1929: 441) gegen 666 (1929: 453) im Vormonat. In Mitteldeutschland zählte man im Mai 294 (April: 285) Konkurse und 182 (April: 170) Vergleichsverfahren.

Am Arbeitsmarkt läßt die saisonmäßige Entlastung immer noch sehr zu wünschen übrig. In Mitteldeutschland ist durch die in der Berichtswoche erfolgte Stillegung des Mansfelder Kupferbergbaues sogar noch eine wesentliche Anspannung zu befürchten.

Die auf den Stichtag des 28.5. 1930 berechnete Großhandelsindexziffer des Statistischen Reichsamtes beträgt 125,5% gegenüber 125,7% in der Vorwoche. Von den Hauptgruppen ist die Indexziffer für Agrarstoffe um 1,1% zurückgegangen, während die Ziffern für industrielle Rohstoffe und Halbwaren sowie für Fertigwaren unverändert geblieben sind. — Die Reichsindexziffer für die Lebenshaltungskosten betrug im Durchschnitt des Monats Mai 146,7% gegenüber 147,4% im Vormonat. In erster Linie beruht die rückläufige Bewegung auf einem erneuten Nachgeben der Preise für Nahrungsmittel.

An der Börse standen die Aktienmärkte unter dem Eindruck der Abschlußveröffentlichungen einiger großen Aktiengesellschaften, vor allem aus der Kunstseidenindustrie. Einen Rückhalt fand der Markt in Sonderbewegungen. So befand Interesse für Schwachstrom-, Gummi- und Kaliwerte. Die Umsätze haben durchweg wieder abgenommen, da das Publikum sich noch immer stark reserviert verhält. Am Markt der festverzinslichen Papiere kam es zu einer merklichen Geschäftsabnahme und damit auch zu einzelnen Kursabschwächungen.

Die Lage am Geldmarkt ist unverändert. Nach wie vor ist eine einigermaßen rentable Verzinsung für kurzfristige Gelder kaum erzielbar. Auch der Ultimo hat hieran nichts geändert.

Volle Goldwährung.

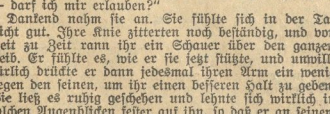
Vor kurzem hat die Reichsbank den letzten Schritt zur Wiederherstellung der vollen Goldwährung getan. Durch Verordnung vom 17. April wurde die Wiederinkraftsetzung des § 31 des Bankgesetzes ausgesprochen, der seither, formell wenigstens, aufgehoben war. Durch die Verordnung wird die Reichsbank nunmehr auch gesetzlich verpflichtet, ihre Noten bei Vorlegung einzulösen, und zwar nach ihrer Wahl in deutschen Goldmünzen, in Goldbarren von nicht weniger als 1000 und nicht mehr als 35000 RM. oder in Devisen. Sie wird, wie schon seither, die ihr vorgelegten Noten zunächst in Devisen auf Länder mit unbedingt sicherer Goldwährung einlösen, und wenn erforderlich, jede Menge an Barrengold zum Zwecke der Goldarbitrage abgeben. Eine Wiedereinführung des Goldmünzenumlaufs, wie er in der Vorkriegszeit bestand, und damit das Einbringen der Goldmünzen in den Kleinverkehr wird allerdings aus guten Gründen nicht erfolgen, da dies den Grundsätzen einer modernen rationellen Goldwährung widersprechen würde. Die Ausgabe von Goldmünzen für den Kleinverkehr bedeutet eine unnötige und teuere Zersplitterung der nationalen Goldreserven, die sich weder wirtschaftlich rechtfertigen läßt noch vom Standpunkt der Währungssicherheit aus erforderlich ist. Dieser Grundsatz der sparsamsten Goldverwendung in der Währungspolitik ist in fast sämtlichen Kulturländern mit Goldwährung anerkannt und praktisch durchgeführt. Für die Stabilität unserer Währung, die auch bei der bisherigen Handhabung durch die Reichsbank absolut gesichert war, leistet die jetzt auch formalgesetzlich eingeführte Goldzahlungspflicht volle Gewähr. Wenngleich also schon der bisherige Zustand völlig befriedigend war, so wird doch hoffentlich die auch formelle Einführung der Goldeinlösungspflicht sich psychologisch günstig auswirken und vor allem dem Sparprozeß und der Kapitalbildung zugute kommen.

Förderung der bäuerlichen Geflügelhaltung.

Nach sorgfältigen Feststellungen muß der Wert der Geflügelzuchterzeugnisse in Deutschland mit 1063 Millionen RM, d. h. über 1 Milliarde RM. veranschlagt werden und übertrifft damit den Wert der deutschen Weizenernte, der mit 720 Mill. RM. geschätzt wird, um rd. 340 Mill. RM. Der Wert der deutschen Weinmosternte erreicht weniger als 1/5 des Wertes der Geflügelzuchterzeugnisse. Das sind Zahlen, die zu denken geben. Wenn daneben berücksichtigt wird, daß Deutschland in den letzten Jahren für rd. 300 Mill. RM. allein für die Einfuhr von Eiern aus dem Ausland zahlte, ist es eine zwingende Pflicht, mit allen Mitteln darauf hinzuwirken, daß diese Einfuhr nach Möglichkeit eingedämmt wird. — Der Schwerpunkt der heimischen Geflügelhaltung liegt bei den bäuerlichen Wirtschaften. Rd. 80% des in Deutschland gehaltenen Geflügels ist im Besitz bäuerlicher Landwirte. Daß wird zweifellos auch in der Zukunft so sein. Die Maßnahmen zur Hebung unserer heimischen Geflügelhaltung müssen daher bewußt darauf gerichtet sein, die bäuerliche Geflügelhaltung zu fördern. Die Haltung der Tiere muß zweckmäßig gestaltet werden, die Fütterung ist nach neuzeitlichen Grundsätzen einzustellen, wobei besonderer Wert auf eine Verbilligung zu legen ist; bei der Auswahl der Tiere können nur seit Jahren auf Leistung gezogene Rassen Berücksichtigung finden. Mit der planmäßigen Erzeugung muß aufs Innigste verkoppelt werden eine Regelung des Absatzes. Nach den in anderen Ländern, insbesondere Holland und Dänemark, gemachten langjährigen Erfahrungen kann dies nur auf genossenschaftlicher Grundlage erfolgen. Auf Veranlassung des Preuß. Landwirtschaftsministeriums ist seit 3 Jahren im Regierungsbezirk Osnabrück ein Rationalisierungsprogramm der bäuerlichen Geflügelhaltung — planmäßige Erzeugung mit gleichmäßiger Regelung des Absatzes — durchgeführt worden, das recht günstige Ergebnisse zeitigte. In einer soeben vom Preuß. Landwirtschaftsminister Dr. Dr. h. c. Steiger herausgegebenen „Denkschrift über Maßnahmen zur Hebung der Geflügelhaltung" ist an Hand von eingehenden Zahlen der Nachweis erbracht worden, daß eine planmäßige Hebung der bäuerlichen Geflügelhaltung dringend notwendig ist. Es wird der interessante Nachweis geführt, daß bei einer Leistungssteigerung der Hennen um 40 Stück Eier je Tier und Jahr in 4 Jahren der jetzige gesamte Einfuhrbedarf an Eiern im Inlande gedeckt werden kann. Es darf erwartet werden, daß die Denkschrift seitens der Interessenten die gebührende Beachtung findet.

„Die Gartenlaube" Heft 23.

Der bunte Farbenteppich der frühsommerlichen Blumenwelt leuchtet aus dem neuen Heft der „Gartenlaube"; freundliche Bilder lieblicher Landschaften (Gustav Renker spricht zu schönen Abbildungen von seiner steirischen Heimat am Offlacher See) und höchste Kunst dämmernder Augsburger Dome geben einen guten Zusammenklang. Ein neuer Roman von Wilhelm Hegeler beginnt in diesem Heft: „Das Wunder von Belair", er ist die richtige Lektüre für eine Mußestunde am Strande, im Gebirge, auf dem Balkon oder in der Gartenlaube. Menschen voll Leben und Leidenschaft sind die fesselnden Gestalten dieses Romans. Allerlei Zeitprobleme tauchen auf: Okkultismus, Fragen der modernen Erziehung, die soziale Frage und dann jenes ewige, zeitlose Problem: der Kampf zwischen Liebe und Pflicht.



74. Fortsetzung. Nachdruck verboten

Selbach hörte ihr aufmerksam zu. Aufs lebhafteste gefesselt von ihrer Erscheinung, ihrem ganzen Wesen. Es ging ihm ganz wie damals, als er sie kennen gelernt hatte beim Begräbnis ihres Vaters. Und in Erinnerung daran sagte er jetzt:

„Es ist lange her, seit wir uns das erstemal sahen. Es war ein trauriger Anlaß damals."

Sie nickte und wurde ernster. Dabei fiel ihm auf, daß sie noch immer blaß aussah von dem ausgestandenen Schrecken. Vorsorglich bot er ihr da seinen Arm.

„Sie sind sicher angegriffen, meine gnädige Frau — darf ich mir erlauben?"

Dankend nahm sie an. Sie fühlte sich in der Tat nicht gut. Ihre Knie zitterten noch beständig, und von Zeit zu Zeit rann ihr ein Schauer über den ganzen Leib. Er fühlte es, wie er sie jetzt stützte, und unwillkürlich drückte er dann jedesmal ihren Arm ein wenig gegen den seinen, um ihr einen besseren Halt zu geben. Sie ließ es ruhig geschehen und lehnte sich wirklich in solchen Augenblicken fester auf ihn, so daß er an seinem Arm ihre Schulter fühlte. Dazu der Hauch ihrer Nähe, ihres zart schmeichelnden Parfüms — es überrieselte ihn jedesmal. Ein lange nicht mehr gekanntes Gefühl. Wußte er denn überhaupt noch, wie es war, wenn sich ein weicher Frauenleib an einen schmiegte?

Und Eberhard von Selbach umgab so auf diesem einsamen Waldgang die fremde Frau mit all der zarten, ritterlichen Aufmerksamkeit, die daheim in seinem eigenen Hause nicht gewertet — ja, als lästig empfunden wurde.

Als sich Marga Steinsiefen in der Nähe des Ortes von ihm verabschiedete, dankte ihm ein langer Blick aus ihren dunkeln Augen und die Aufforderung, wenn sein Weg ihn einmal nach der Hauptstadt führe, doch bei ihnen vorzusprechen. Ihr Mann werde sich freuen, ihm noch persönlich für seinen Schutz zu danken.

*

Eke war jetzt viel allein. Ihr Mann war oft verreist, in der Stadt, wo er Geschäfte hatte.

Eberhard von Selbach sagte damit nicht die Unwahrheit. Er hatte, als er seinen ersten Besuch bei Steinsiefen machte, dort auch Margas Bruder getroffen. Es war dabei viel von den großen Unternehmungen Hermann Reuschs die Rede gewesen, und schließlich hatte sich, nach wiederholtem Zusammentreffen, Selbach bestimmen lassen, auch seinerseits einige Anteile der Baugenossenschaft zu erwerben. Es schien ja in der Tat da ein gut Stück Geld zu verdienen zu sein. Aber, was ihn mehr galt: die geschäftliche Verbindung mit dem Bruder gab ihm den willkommenen Anlaß, der Schwester häufiger nahe zu sein.

Marga ihrerseits sah ihn auch nicht ungern kommen. Doch endlich ein Mann der großen Welt, der sie mit seiner Aufmerksamkeit auszeichnete! So fand Eberhard von Selbach ein unausgesprochenes Entgegenkommen bei seinen Besuchen, das ihn bald immer tiefer einspann mit seinem verführerischen Bann. Und er floh sein eigenes Haus, mehr und mehr.

Eke empfand diese Einsamkeit als eine Wohltat. In der Nähe ihres Mannes bedrückte sie etwas wie ein Schuldgefühl, trotzdem sie sich immer wieder laut zurief: Er hatte ja gewußt, was ihn erwartete. Aber in den stillen Stunden durchwachter Nächte mußte sie es sich bekennen: Es war doch auch in ihr das tiefe Sehnen des Weibes. Nur dem, der den Namen ihres Gatten trug, war es nicht beschieden, es zu stillen. Aber ein anderer war da, wenn ihr das Schicksal den gelassen hätte —!

Das war es, was auf Ekes Stolz lastete. War das nicht schon wie ein trübender Anhauch der Sünde?

Um sich selbar zu entfliehen, hatte sich Eke mit ernster Hingabe wieder ihrem wohltätigen Wirken gewidmet. Es füllte sie ganz aus. Nur dann und wann trieb sie es einmal auch wieder hinauf in die Berge. So war alles wie früher, als sie noch Mädchen war. Oft erschien es ihr selber wie ein Traum, daß sie Frau sein sollte, wenn sie so allein durch den Wald schweifte. Erst die Heimkehr in das dunkle, graue Haus drunten erinnerte sie an die Wirklichkeit.

Auch heute war wieder ein Tag, wo Eke von Selbach für Stunden ganz der Gegenwart entflohen war. Mit dem Jagdgewehr über der Schulter war sie durch den Forst gestrichen. Die Kaninchen machten viel Schaden droben an der Wiese. Der Oheim ließ sich ja nur selten noch blicken in seinem Revier, und auch ihr Mann kaum noch, seitdem ihn seine Geschäfte immer häufiger nach der Hauptstadt riefen. Da hatte sie einmal gründlich aufgeräumt unter den Schädlingen. Kalmann, der sie begleitete, hatte den gehäuften Rucksack mit der Beute schon mit hinabgenommen. Sie selber war indessen noch etwas im Revier geblieben. Sie liebte es, den Abend anbrechen zu sehen im schweigenden Forst. Das gab der Seele Frieden, und danach trug sie jetzt so manchmal ein sehnendes Verlangen.

Gedankenverloren schritt Eke am Waldsaum hin. Es war an der Grenze des Reviers. Quer durch die Wiese lief die Grenze. Jenseits begann die Gemeindejagd, deren Pächter seit dem Tode des alten Reusch Gerhard Bertsch war. Leise begannen schon die Schatten durch den Forst zu schleichen. Kein Vogellaut mehr unter den hohen Tannen. Draußen über der Wiese stand bereits schwer das geheimnisvolle Licht vor der Dämmerung.

Verloren glitt ihr Blick über das saftgrüne, mehr als knehohe Gras. Aber da weitete sich plötzlich ihr Auge, und angewurzelt stand ihr Fuß. Dort — mitten in der Wiese der rote Fleck. Kein Zweifel, es war ein Bock. Jetzt warf er auf, sicherte einen Moment, mißtrauisch nach dem Holz äugend, doch äßte nun ruhig weiter, den Kopf wieder tief im weichen Gras verborgen. Aber Ekes scharfes Auge hatte genug gesehen, das selten schwere Gehörn erkannt. Der ganz alte Bock war es, der stets hier oben stand, aber auf den selbst der Onkel so oft vergebens gegangen war. Und nun lief er hier im Zufall über den Weg!

(Fortsetzung folgt.)

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219300613-18/fragment/page=0002

Das Leben im Wort

Nr. 23 ✶ Unterhaltungsbeilage ✶ 1930

Roman von Heinrich Otten

Die Privatsekretärin

Die untergehende Sonne warf lange, rötliche Strahlengarben über die leicht bewegte Fläche des Wassers. Durch die Kronen der Buchen am Seeufer strich der Abendwind — er bewegte ihre herbstlich bunten Blätter in leisem Rauschen gegeneinander, fuhr dann raschelnd durch das hohe Schilf am Wasserrand und verfing sich in den weißen Segeln der lautlos dahingleitenden Boote.

Ulla Kemp strich mit der Hand eine blonde Locke, die der Wind ihr vorwitzig über die Augen geblasen hatte, aus der Stirn. Das junge Mädchen lag träge zurückgelehnt auf dem bequemen Bootssitz, hatte einen Arm unter dem Kopf verschränkt und blickte träumerisch in den Himmel hinauf, der sich in wolkenloser seidiger Bläue über der Landschaft spannte. Die Finger der freien Hand glitten liebkosend über das Holz der Bootswand. „Mein Boot!" dachte sie glücklich. „Mein und meiner Freundin Käthe Braunsberg alleiniges Eigentum — erworben von den Ersparnissen eines ganzen Jahres!"

Sie reckte sich wohlig und schloß, trunken von Sonne, Luft und Licht, die Augen.

Stimmen, Hallorufe, Lachen und Scherzen unterbrachen die Stille. Ulla runzelte ein wenig die Brauen. „Lenke das Boot wieder abseits, Käthe," sagte sie, ohne sich zu rühren. „Wir wollen nicht zu nahe an die andern herankommen."

Als keine Antwort kam, blinzelte sie unter halbgeöffneten Augen zu der Freundin hinüber, die sich am Steuer zu schaffen gemacht hatte und nun, die Augen mit der Hand beschattend, über das spiegelnde, glitzernde Wasser blickte.

Ulla folgte der Richtung, den der Blick der Freundin genommen hatte. Da drüben am Ufer stand das so schmucke kleine Bootshaus des Klubs „Wochenende", dem sie beide und die Freunde in den nahen Segelbooten angehörten. In überwiegender Mehrzahl waren es Angestellte größerer Firmen in Eilenburg — berufstätige junge Mädchen und ihre männlichen Kollegen, Verkäufer und Verkäuferinnen, Kontoristen und Stenotypistinnen. Sie hatten sich zusammengetan, um nach der ermüdenden Arbeit der Woche regelmäßig Sonn- und Feiertage hier draußen am Immsee zu verbringen.

„Dein Bruder scheint nicht zu kommen, Käthe," sagte Ulla, die Gegend um das Bootshaus mit den Augen absuchend.

Die Freundin wandte ihr das schmale, zarte Gesicht mit den großen braunen Kinderaugen zu. „Vielleicht hat das Londoner Flugzeug heute Verspätung," entgegnete sie enttäuscht. „Nur so kann ich mir sein Fernbleiben erklären. Mutter versprach mir fest, ihn sofort nach seiner Ankunft zu uns hinauszuschicken."

„Das Flugzeug?" fragte Ulla erstaunt.

„Erwähnte ich das noch nicht? Ja, Rolf kommt im Flugzeug aus London — sein Vorgesetzter kehrt heute gleichfalls aus England zurück und hat Rolf aufgefordert — natürlich auf Kosten der Bank — mit ihm gemeinsam das Flugzeug zu benutzen."

Im selben Augenblick erschien ein junger Mann auf dem Waldweg, der zum Landungssteg führte. Käthe richtete sich gespannt auf und kniff die Augen zusammen. Dann stieß sie einen hellen Jubelruf aus. „Da ist er ja, Ulla!" Und das Taschentuch hervorziehend, schwenkte sie es hoch in der Luft. „Rolf! Rolf! Hallo!"

In freudiger Erregung wandte sie sich der Freundin zu. „Wir wollen nun rasch ans Ufer, ja, Ulla?" Sie warf einen Blick auf ihre Armbanduhr: „Es ist übrigens Zeit zur Heimfahrt! Halb acht! Wir müssen die andern verständigen."

Ulla richtete sich hastig aus ihrer lässigen Stellung auf. Ihr Blick suchte die übrigen Boote. Die Hände in Form eines Sprachrohrs an den Mund legend, rief sie mit heller Stimme über den See: „Wir müssen zum Bootshaus, Herrschaften — wenn wir uns nicht beeilen, versäumen wir den Zug!"

Von allen Seiten kam Antwort — lachende, bedauernde Rufe wurden laut. Ulla Kemp öffnete indes rasch den Proviantkorb, verstaute Teller, Besteck und die Reste der Mahlzeit. Die Freundin bediente das Steuer. Rasch glitt das Boot dem Ufer zu. Die Segel wurden eingezogen, und wenige Minuten später sprangen die beiden jungen Mädchen auf den schmalen Landungssteg.

Käthe stürzte sofort glückstrahlend dem wartenden Bruder entgegen. Lächelnd sah Ulla ihr nach. Dann versorgte sie mit Hilfe des Bootsmannes ihr Segelboot, nahm Proviantkorb, Decken und Kissen an sich und ging ins Bootshaus.

Auch die andern waren inzwischen an Land gekommen. Es gab ein eiliges Hin und Her, ein Lachen und Schwatzen, ein wohliges Dehnen der braungebrannten Arme.

Drinnen im kleinen Raum, den die weiblichen Mitglieder des Klubs zum Umziehen benutzten, und dem sie die stolze Bezeichnung „Damensalon" gegeben hatten, vertauschte Ulla ihr praktisches Sportkostüm mit einem glatten Sommerkleid aus hellblauer Seide, fuhr mit dem Kamm durch die blonden Locken und nahm Handtäschchen und Hut in die Hand.

„Wo ist Käthe?" tönte es ihr entgegen.

„Sie begrüßt ihren Bruder — —"

„Was? Ihren Bruder?" rief eine magere kleine Blondine mit kecker Stupsnase. „Rolf Braunsberg ist aus London zurückgekehrt? Kinder, paßt auf, das ist ein patenter Junge! In den könnt' ich mich verlieben!"

„Kunststück, Otti —" sagte eine Freundin neckend. „Bei deinem leicht entflammten Herzen!"

„Frechdachs!" rief Otti zurück. Sie stand vor dem viereckigen Wandspiegel und „machte sich zurecht", wie sie es nannte. Die Puderquaste rasch über die erhitzten Wangen, ein wenig Rouge wurde überflüssigerweise noch aufgelegt, dann fuhr der Rotstift über die gespitzten Lippen. Befriedigt musterte sie ihr Spiegelbild. „So — jetzt kann's losgehen! Der Braunsberg wird Augen machen, wenn er mich wiedersieht! Kinder, ich lach' mich dod!"

Ulla hatte sich schweigend entfernt. Otti Hannemann mit ihrer betonten Lustigkeit, mit ihrer stehenden, albernen

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219300613-18/fragment/page=0003

Redensart: „Ich lach' mich dod" fiel ihr manchmal auf die Nerven.

Sie ging langsam über den Rasen zum Landungssteg hin, wo sie Käthe und deren Bruder stehen sah. Es war schon spät, sie mußte zur Eile mahnen.

Käthe flog ihr strahlend entgegen. „Komm, Ulla — mein Bruder muß dich endlich kennen lernen! Ich habe ihm schon so viel von dir erzählt!" Und sie machte die beiden miteinander bekannt.

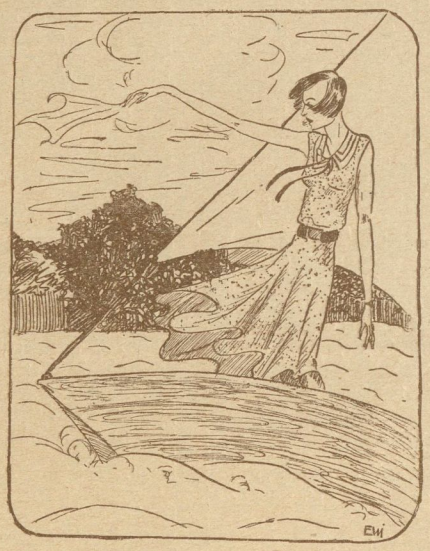
Ulla Kemp reichte dem jungen Mann freundlich die Hand. Unverhüllte Bewunderung brach aus seinen Augen. Sie errötete leicht, obwohl sie es gewöhnt war, daß man ihrer Schönheit Bewunderung zollte, wo immer sie erschien.

Denn Ulla Kemp war ein auffallend schönes Mädchen. Etwas über mittelgroß, prachtvoll gewachsen, blond und blauäugig, aber kein Durchschnittsgesicht. Die gerade Nase sprang leicht vor. Der etwas große, aber feingeschwungene Mund, die schmalen, nach den Schläfen zu eckig auslaufenden Augenbrauen gaben ihrem Gesicht ein ganz eigenartiges Gepräge. Das leuchtende Blondhaar lag, zu kurzen Locken verschnitten, wie eine schimmernde Gloriole um den feinen Kopf. Und die großen, lebhaften Augen waren von durchsichtigem Blau, einem Blau, das zuweilen ins Meergrüne hinüberspielte.

Ulla wechselte ein paar freundliche Worte mit Rolf Braunsberg, als die Freunde auch schon hinzukamen. Käthe stellte stolz ihren Bruder vor.

„Wir haben uns schon kennen gelernt," rief die kleine Otti mit kokettem Augenaufschlag. „Erinnern Sie sich noch — beim Vereinsball der Sportfreunde — kurz vor Ihrer Abreise nach England?"

Rolf verneigte sich höflich. „Gewiß erinnere ich mich, gnädiges Fräulein." Aber gleich wandte er sich wieder Ulla Kemp zu, die zur Heimkehr drängte. Käthe hatte ihren Arm unter den der Freundin geschoben, ihr Bruder schritt an Ullas anderer Seite — zum offensichtlichen Aerger Otti Hannemanns, die ihn gern für sich mit Beschlag belegt hätte.



Das Taschentuch hervorziehend, schwenkte Käthe es hoch in der Luft.

Eine Weile gingen sie alle schweigend durch den dämmerigen Wald der Eisenbahnstation zu. Rolf erzählte auf Ullas Aufforderung von London, von seinen Eindrücken während seines zweijährigen Aufenthalts in der englischen Hauptstadt.

Während er sprach, musterte ihn das junge Mädchen verstohlen von der Seite. Er sah gut aus, sehr gut. Die kleine Käthe hatte Grund, stolz auf ihren Bruder zu sein. Er überragte die Schwester beträchtlich. Schlank und sehnig, wie er war, verrieten seine Bewegungen Training und Sport. Er trug einen englischen Sportanzug, die Krawatte war in der Farbe harmonisch abgetönt. Aber das anziehendste an ihm waren seine Augen — kluge, gütige braune Augen — — —

Ein Paar andere Augen tauchten im Geiste vor Ulla auf — graue, langbewimperte Augen in einem rassigen Männergesicht — flehende, zärtliche, lockende Augen — —

Sie lächelte verträumt vor sich hin . . .

Dann zwang sie sich, den Worten ihres Begleiters aufmerksamer zu folgen.

„Sie sind zu beneiden," sagte sie lächelnd. „London kennen zu lernen, war von jeher mein Wunsch — überhaupt, zu reisen, alle Schönheiten der Welt zu sehen!"

„Sie sind nicht weit aus unserer Heimatstadt herausgekommen, gnädiges Fräulein?"

Seine Schwester nahm an der Freundin Stelle das Wort: „Wo denkst du hin, Rolf? Ulla war ein Jahr lang in der Schweiz!"

„Ja," nickte Ulla, und ein dankbares lächeln zog um ihre Lippen. „Meine Eltern ließen mich ein Genfer Pensionat besuchen — zur Vervollständigung meiner Erziehung und zur gründlichen Erlernung der französischen Sprache. — Uebrigens," fügte sie nach kurzem Nachdenken hinzu, „Sie sprachen eben davon, daß Sie zwei Jahre lang an der Londoner Filiale einer Eilenburger Bank tätig waren und nun zur Zentrale zurückberufen seien — darf ich fragen, welche Bank das ist?"

„Mellenhagen und Co. — — — "

Das junge Mädchen blieb unwillkürlich stehen. „Mellenhagen? Da ist ja auch mein Vater beschäftigt!"

„Ihr Vater? — Ach," rief er dann überrascht, „daß mir Ihr Name nicht gleich auffiel — natürlich, der alte Kemp — unser langjähriger Buchhalter." — „Morgen feiert er sein fünfundzwanzigjähriges Dienstjubiläum —" warf Ulla stolz ein.

„Nein, wie mich das freut!" Rolf konnte sich nicht beruhigen. „Also Herr Kemp, unser Herr Kemp — das ist Ihr Vater! Das wußte ich ja gar nicht! Aber daran ist meine Schwester schuld! Sie schrieb immer nur von ihrer Freundin Ulla — den Namen Kemp erwähnte sie nie. Nun bin ich doppelt glücklich, Sie kennen gelernt zu haben, gnädiges Fräulein. Ich verehre Ihren Vater sehr! Ein famoser alter Herr!"

„Ja, er ist sehr lieb — auch meine Mutter ist eine selten gute Frau — beide verwöhnen mich! Ich bin ja die Einzige!"

Rolfs Augen streiften das Mädchen mit raschem Blick. Wie sehr ist das zu begreifen — dachte er.

„Ich habe mich oft, bevor ich nach London fuhr, mit Ihrem Vater unterhalten — ich war vorher hier in der Zentrale der Bank tätig. Herr Kemp hat mir eine Menge gute Lehren gegeben, ich verdanke ihm viel. Und abends, nach Büroschluß, gingen wir manchmal zusammen in Gröneckes Weinstuben — Sie wissen, am Markt — und tranken noch gemütlich einen Schoppen Wein."

Ulla drohte lächelnd mit dem Finger. „So haben Sie meinen guten Vater etwa gar zum Trinken verleitet?"

Rolf Braunsberg wehrte lachend. „Ein armseliger Schoppen, gnädiges Fräulein! Nicht mehr! Auf mein Wort!"

Dann stand man vor dem Bahnhofsgebäude. Der Schnellzug, den sie zur einstündigen Heimfahrt nach Eilenburg benutzen mußten, war schon in der Ferne sichtbar.

Die Fahrkarten wurden in überstürzter Hast gelöst. Atemlos kam die kleine Gesellschaft auf dem Bahnsteig an, da brauste der Zug auch schon in die kleine Halle.

Der Stationsvorsteher drängte zur Eile. „Eine Minute Aufenthalt! Rasch einsteigen, bitte!"

Aufgeregt liefen sie an den Wagen entlang.

„Hier —" rief Otti, „dritte Klasse! Schnell! Schnell!"

Schon schlug der Schaffner die Türen zu.

Otti schrie auf, ihre Freundinnen hasteten hinter ihr in den Wagen. Rolf, Ulla und Käthe waren die letzten.

„Bitte, beeilen, — wir fahren gleich ab!" rief der Bahnbeamte.

Kurz entschlossen riß Rolf Braunsberg die Tür des nebenstehenden Wagens erster Klasse auf, drängte Ulla und seine Schwester hinein und sprang hinter ihnen auf. Da erklang auch bereits das Abfahrtssignal, die Räder begannen zu rollen.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219300613-18/fragment/page=0004

Die beiden Mädchen lehnten einen Augenblick, Atem schöpfend, an der Wand des Abteils. Dann lief Käthe voran, über die Verbindungsplattform in den andern Wagen hinüber, aus dem die fröhlichen und aufgeregten Stimmen der übrigen Gesellschaft ertönten. Ulla wollte ihr folgen, wandte sich jedoch unwillkürlich noch einmal um — und blieb plötzlich wie angewurzelt stehen. Da drüben, im Gang des Wagens erster Klasse, da stand doch eben — das war doch Bob, der im selben Augenblick, als sie ihn erblickte, sich vom Fenster ab lächelnd ins Abteil wandte und nun darin verschwand . . .

„Entschuldigen Sie mich einen Augenblick, Herr Braunsberg," stammelte sie hastig. „Ich komme gleich wieder . . ." Schon eilte sie durch den schwankenden Wagen, blieb kurz vor der Tür eines der letzten Abteile stehen. Hier war es gewesen, in dieses Abteil war Bob eingetreten.

Sie blieb einen Augenblick freudig erregt stehen. Die Hände auf das klopfende Herz gepreßt, mit strahlenden Augen lächelte sie vor sich hin. Sie wollte ihn überraschen — ganz plötzlich wollte sie vortreten. Wie es in seinen Augen aufleuchten würde bei ihrem Anblick — wie glücklich er über dieses unvermutete Zusammentreffen sein würde — so glücklich wie sie selbst . . .

Und dann machte sie einen raschen Schritt vorwärts, sah lachend, glücklich, ein Scherzwort auf den Lippen, durch die Scheiben in das Abteil hinein — und fühlte mit einem Male, wie schneidender Schmerz ihr Herz durchzuckte — wie ihre Glieder erstarrten, eiskalt wurden vor grenzenloser Ueberraschung.

Denn im Abteil saß wirklich er, den sie liebte — Bob von Iserloh — eine Zigarette in der Hand, lehnte er in den roten Polstern — und er sah mit zärtlichem Lächeln — oh, wie sie dieses Lächeln kannte! — zu einer Frau hinauf, die dicht neben ihm stand, eine kaum mittelgroße, kindhaft schmale Frau im hellbraunen Reisekomplet — —

Sie beugte eben den rötlichblonden Kopf tief über einen offenen Koffer, den sie auf den Sitz gestellt hatte und in dem sie hastig zu suchen schien. Und diesen Augenblick benutzte Bob von Iserloh, um sie rasch und heimlich auf das Haar zu küssen — Bob, ihr Bob — er küßte eine andere Frau — — —

Fassungslos stand Ulla da, ihre Augen hatten jeden Glanz verloren, sie strich sich über die Stirn, sie konnte nicht begreifen, daß das kein Traum war.

„Bob!" stammelte sie. „Bob! Bob! Bob!"

Als ob er sie gehört hätte, wandte er das Gesicht in diesem Moment dem Korridor zu — seine straffen, rassigen Züge erstarrten, als er das junge Mädchen da draußen erblickte — unsicher, verlegen huschte sein Blick von Ulla zu der Frau, die nichtsahnend immer noch in ihrem Koffer suchte.

(Fortsetzung folgt.)

Frau Julianes Selbstaufopferung

Pfingstgeschichte von Christel Broehl-Delhaes

Der Beifall war verklungen, der das Haus durchbraust. Langsam löschten die Lichter aus. Ein Theaterdiener kam höflich und diskret an die Tür der linken Proszeniumsloge. Er mahnte nicht, räusperte sich nur, und der Takt seiner Schritte hallte auf dem Parkett des Wandelganges. Natürlich, nun mußte man gehen.

Frau Juliane nahm den Umhang vom hellblau gepolsterten Nebensessel und legte ihn um die Schultern. Sie fröstelte unter der Berührung mit der eiskalten, glatten Seide des Innenfutters. Dann ging sie langsam, sehr langsam nach draußen, ließ gedankenlos ein viel zu großes Geldstück in die staunend und ehrfürchtig geöffneten Hände des Theaterdieners gleiten und stieg die Stufen zur Eingangshalle hinab. Das Theater war bereits völlig geleert, und ihre Schritte tappten einsam über die Marmorfliesen. Vor dem Portal stand als letzter der Wagen mit Krischan, den sie aus Pommern mitgebracht.

„Ja, Krischan, allein?" Sie fragte das, obwohl sie nichts anderes erwartet.

Der alte Kutscher lächelte nachsichtig. Sein Gesicht war von Fältchen wie mit tausend winzigen Messerschnitten ganz durchsetzt.

„Eine Menge Herrschaften, Herren und Damen, haben den jungen Herrn mitgenommen; es war eine Reihe von Autos . . ."

Frau Juliane hörte es im Einsteigen.

„Gut, Krischan, fahre mich nach Hause!"

Der Schlag klappte zu, die Pferde zogen an. Schön, wie sie mit ihren geschmeidigen Leibern über den Asphalt glitten. Die leuchtende Front des Theaters blieb weit zurück. Wie Perlen glitzerten die elektrischen Glühbirnen der Lichtreklamen in die Nacht.

Frau Julianes Daheim war für die Zeit dieses Großstadtaufenthaltes eine stille, vornehme Pension, in der auch Stefan wohnte, Stefan, der heute den großen Erfolg gehabt hatte, den ersten und — die Mutter spürte es — den sein Leben bestimmenden. Jahrelang war die Mutter wachgewesen für ihn, hatte die schweren und entscheidenden Schritte getan, ihm alle, aber auch alle Wege geebnet, ihn bewußt und hellsichtig hingeleitet auf die Höhe dieses jungen, aber beständigen Ruhmes. Nun war es also so weit. Er und sie, beide hatten sie erreicht, was sie erstrebt. Sein war der Sieg — und der ihre?

Der Wagen hielt vor dem glasüberdachten Portal der Pension. Juliane stieg aus, und Krischan fuhr weiter, auch Wagen und Pferde unterzubringen. Die Frau blieb auf der Treppe stehen und schaute hinter ihm her. Vor drei Stunden war sie mit Stefan zum Theater gefahren. Zurück kam sie allein. Und wieder dieses Frösteln beim Drücken auf den Schellenknopf. —

Das Hausmädchen öffnete. An einem Zimmer zu ebener Erde wurde die Tür aufgerissen, und die Pensionsinhaberin stürzte sich mit lauten Lobesbezeugungen auf die müde Frau.

„Sie kommen zurück, gnädige Frau? Nach der Veranstaltung wird doch erst gefeiert! Und Sie, Mutter und Manager in einer Person, fehlen? Ich gratuliere übrigens. Die ganze Stadt spricht bereits von dem ungeheuren Erfolg dieses jungen Dirigenten, der ganz neue Wege ginge . . ."

„Herzlichen Dank, Frau Alsen; es war ein Triumph, ja, aber ich war müde. Man wird ja auch schließlich alt," sagte Juliane und stieg, freundlich grüßend, aber unfähig, eine längere Unterhaltung zu führen, an der verdutzten Frau die Treppe hinauf.

„Alt," dachte Frau Alsen, „alt und müde? Kann schon sein. Jahrelang hat sie gearbeitet; ist dann das Ziel erreicht, streiken die überlasteten Nerven." —

Frau Juliane freute sich auf die behagliche Stille ihres Zimmers; sie ließ die leichte Hülle des Kleides an sich herabgleiten, daß es wie eine silberne Lache am Boden glänzte. In ihren Kimono gehüllt, setzte sie sich auf den Bettrand. Sie wußte nun, daß sie einsam geworden war. Sie hatte den Jungen, das einzige Kind, an das Leben verloren, unwiederbringlich. Mit dem heutigen Tage war er für immer ihren Armen entglitten. Weit davon entfernt, ihm um dessen zu zürnen, das des Lebens Lauf war, daß er sie an diesem Abend zum ersten Male vergessen hatte, wurde es ihr mit großer Deutlichkeit bewußt, daß sie, wie der Erfinder, Jahre hindurch an einem Werk gearbeitet hatte, das nach seiner Vollendung nicht mehr dem gehörte, der es formte, sondern der ganzen Welt mit ihren Tausenden und Millionen Menschen.

Das Telephon rasselte neben dem Bett. Juliane hob ab. Es gluckste, jubelte, schäumte durch den vermittelnden Draht.

„Muttchen? Du bist doch nicht böse? Entführung aus dem Serail, — ich war machtlos, — glaubst du's? Natürlich kommst du nach, nicht wahr? Müde? Aber, Muttchen, gibt's denn das bei dir, müde? Wirklich? Soll ich heimkommen? Ich bin besorgt . . . Ja, wenn du denn wirklich nur müde bist, dann ruh' dich tapfer aus. Es war zuviel für dich. Ob es schön ist hier? Ja, es ist sehr schön hier! Ruh' dich nur gut aus; schlaf' wohl, geliebtes Herz! Vielleicht fahren wir zwei morgen in die Fliederblüte nach draußen . . ."

Und Gläserklingen klirrt dazwischen, Frauenlachen perlt auf. Dann reißt die Verbindung wieder ab. Frau Juliane legt sorgsam den Hörer auf die Gabel zurück. Um ihren Mund zittert ein ganz kleines Lächeln. Rührend besorgt ist der Junge, dennoch kommt unbewußt Gleichgültigkeit auf. Sie ist nicht mehr nötig, vielleicht gar überflüssig zwischen den jungen Menschen, neben den jungen und schönen Frauen, die ihn vergöttern werden, deren betörendes Lob er wie Nektar trinkt, bis er sich an einer berauscht und dann der Mutter ganz und gar entgleitet. Ach, sie gönnt ihm diesen unbeschwerten Rausch des Glücks im zukunftssicheren Ruhm, aber — niemals früher hat sie über diese Zeit, die kommen mußte, nachgedacht, diese Zeit

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219300613-18/fragment/page=0005

ihres völligen Alleinseins, ihrer Vereinsamung, besonders damals nicht, als nach dem Tode ihres ersten Gatten der frühere Jugendgeliebte Arnolt Greiner noch einmal in ihr Leben trat. Gewiß, er stand ihr nahe, sehr nahe, aber ihre abgöttische Liebe zu ihrem Knaben ließ sie ablehnen. Nur für Stefan wollte sie da sein, seine Wege und Schritte hüten; er sollte ihre Liebe nicht mit einem anderen teilen müssen. Heute aber war es so weit, daß nun sie seine Liebe, ihren Anteil an ihn, mit vielen anderen teilen mußte, seit heute, da er der Welt gehörte. Nun wäre es Balsam gewesen auf ein wundes Herz, wenn man einen Menschen gehabt hätte, einen Menschen, dem man den Kopf an die Brust legen durfte, auszuruhen von Kampf und Wettlauf, Sieg und — Enttäuschung. Aber dieser eine Mensch war weit. Irgendwo in Westdeutschland floß die Mosel, der Rebenfluß, den sie von unzähligen Bildern her kannte, nie aber besucht hatte. Und hier, zwischen den Rebenhängen, träumte Arnolt Greiners Künstlerheim, in das sie damals nicht hatte einziehen wollen, als Herrin und Königin. Frau Julianes noch so reiches und junges Herz sehnte sich immer stärker danach, diesen Mann noch einmal wiederzusehen, der ihr seit Jugendtagen, über ihre Ehe und Witwenschaft hinweg, die Treue gehalten hatte. Wenn sie an die Mosel führe? Wer hinderte sie, daß sie auch diesen Fluß kennen lernte, der neben dem Rhein am meisten besungen war. Sie lag mit weitoffenen Augen im Bett und starrte gegen die Decke, auf die Laternenlicht von der Straße her phantastische Kringel malte. — Am nächsten Morgen zeigte der Spiegel ihr das strahlende Bild einer frischen, fröhlichen Frau, in deren Augen die neue Hoffnung neue Lichter gesetzt. Sie lächelte auch, als Stefan sich nach einem flüchtigen Kuß eilig von ihr verabschiedete. Er hatte sich verabredet, eine Autotour mit Esther Gradewyk zu machen; Juliane wußte, daß es eine Tochter der ersten Gesellschaftskreise war.

„Nun wird's nichts mit dem Flieder, Muttchen!" meinte er verlegen und vergeblich wirksame Ausflüchte suchend.

Sie betrachtete ihn aufmerksam. Ihre Lippen lächelten noch immer.

„Es ist nicht schlimm, Stefan. Aber dennoch möchte ich ein wenig in die Sonne fahren, so ganz tief in die Sonne hinein zu Pfingsten; ich möchte an die Mosel!"

Es verwunderte ihn nicht weiter.

„Wie schade, daß ich nicht mitkann! Pfingsten dirigiere ich die große Bruckner-Geschichte ... Aber, ich freue mich ja so, daß du einmal ausspannen willst ..."

„Jetzt kann ich es ja," meinte sie leise, „ich bin ja jetzt nicht mehr nötig ...!"

Einen ganz feinen Vorwurf, einen fernen, einsamen Schmerz spürte er doch aus dem sparsamen Satz heraus.

„Du bist doch nicht böse, Mutter, daß ich etwas sehr wenig Zeit für dich habe? — Ich — ich ..."

„Aber nein, Steff; das ist doch das Recht der Jugend; sie geht vor!"

✣

„Wie seltsam," dachte Juliane, als sie im prächtigen Cochem den Köln—Trierer D-Zug verließ, „ich habe kein Heimweh und möchte nicht zurück. Ist es deshalb, weil Steff mich so gar nicht mehr braucht?"

Pfingstvorbereitungen und Pfingsterwartungen gaben dem schönsten Moselort ein festliches Gepräge. Kurgäste und Rucksackwanderer suchten die winkligen Gäßchen nach alten Sehenswürdigkeiten ab, und Juliane begegnete nur strahlenden Augen, als sie zum Moselufer hinabschritt, an dem sie entlangwandern wollte, bis sie müde war.

Ein wenig außerhalb des Ortes, mit dem schönsten Blick auf die stolze Burg Cochem, Mosel und Brücke, war ein weißes Landhaus in den Berg gebaut. Juliane wußte, das ist Greiners Heim; denn sie erkannte es an den Aufnahmen, die er ihr immer wieder ins pommersche Land gesandt. Klar und bewußt, ein Sträußlein Sommerblumen, das sie unterwegs gepflückt, in den Händen, stieg sie den wiesengesäumten Pfad zu seinem Heiligtum hinan; sie schritt durch die Pforte, über breite Parkwege und dann um das Haus herum; denn sie wollte nicht fremd und unbekannt an der Haupttür schellen. Vielleicht gab es nach der Gartenseite eine Terrasse, in die sein Arbeitszimmer mündete. — Pfingstrosen erschlossen ihre Blüten. Goldregen hing wie gelbe Seide neben den Wegen hernieder, und von irgendwoher kam der Duft edelster Rosensorten.

Juliane hatte sich nicht getäuscht. — Die Gartenseite öffnete drei riesige Flügeltüren dem Blühen entgegen, und aus dem festlichen Raum dahinter klangen Lachen und Reden, als würde dort eine große Gesellschaft gefeiert. — Juliane stand ganz still. Ihre Hoffnung wurde klein und schwach. Sie hatte gedacht, ihn einsam zu finden, allein mit ihm zu sein in dieser Schicksalsstunde. Nun war es unmöglich, daß sie die Stufen emporschritt, unmöglich, ihm hier vor vielen fremden Menschen die Hände hinzuhalten. Sie zog ihre Karte und kritzelte einen Gruß darauf, der von „Besuch im Vorbeifahren" sprach; den schickte sie durch den Diener von der Hauptpforte in das festliche Zimmer, ehe sie müde und einsamer denn je den sonnigen Weg zurückging, der ihren Blicken das Bild der traumhaften Landschaft bot.

„Leb' wohl," lächelte sie wehmütig, „ich habe meine Jugend vergessen, und nun vergißt sie mich ...!"

Aber nur wenige Schritte war sie zwischen den Wiesen auf dem Saumpfädlein geschritten, da kam es hinter ihr hergerannt, strotzend vor Jugend und lachender Kraft. Wenn das nicht Arnolt war. — So konnte nur Arnolt toben. —

„Liane, — Menschenskind, du, Liane —!" Und er packte sie und zog sie zu sich herum, daß sie in seine Augen sehen mußte, die überflossen vor Glück. „Wie läufst du denn daher? Nur mit Gruß und im ‚Vorüberreisen'?" Uebrigens ist das letztere gar nicht einmal wahr! Wohin reist du denn, Juli ...?" — „Steff braucht mich nun nicht mehr ...," sagte sie schwer. — „Ja ich glaube, die Zeitungen sind von guten Besprechungen überschwemmt. Du hast alles für ihn erreicht, Liane, alles!"

„Ja — mein Opfer war nicht vergebens ...," sagte sie, und wollte noch mehr sagen. Aber die Cochemer Glocken öffneten ihren ehernen Mund und läuteten das Pfingstfest ein.

„Und nun bist du frei, Liane, frei für mich!" sagte in das Jubeln hinein ganz leise der Mann. „Wollen wir jetzt noch glücklich werden? Nicht wahr, darum bist du doch gekommen?"

„Ja, darum bin ich gekommen!" gab sie ehrlich zu, und der Strom ihrer unverbrauchten Frauenliebe flutete hin zu dem getreuen Mann. Er legte den Arm um ihre Schulter, ganz so wie damals, als er in Bonn studierte und sie das Mädchenpensionat in Honnef am Rhein besuchte; ganz wie in den Tagen junger, junger Liebe.

„Komm, Liebe, da drinnen feiern sie die Uraufführung meines neuen Dramas am Düsseldorfer Schauspielhaus. Wir wollen gleich zwei Feste auf einmal feiern, Erfolg und — Verlobung!"

Druck der Otto Elsner Buchdruckerei K.-G., Berlin S 42. — Verantwortliche Schriftleitung: Ulrich von Uechtritz, Berlin-Wilmersdorf.
Beiträge sind (mit Rückporto) nur an die Schriftleitung, Berlin S 42, Oranienstraße 140, zu senden.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219300613-18/fragment/page=0006

Das Leben im Wort

Nr. 23 ✶ Unterhaltungsbeilage ✶ 1930

Roman von Heinrich Otten

Die Privatsekretärin

Die untergehende Sonne warf lange, rötliche Strahlengarben über die leicht bewegte Fläche des Wassers. Durch die Kronen der Buchen am Seeufer strich der Abendwind — er bewegte ihre herbstlich bunten Blätter in leisem Rauschen gegeneinander, fuhr dann raschelnd durch das hohe Schilf am Wasserrand und verfing sich in den weißen Segeln der lautlos dahingleitenden Boote.

Ulla Kemp strich mit der Hand eine blonde Locke, die der Wind ihr vorwitzig über die Augen geblasen hatte, aus der Stirn. Das junge Mädchen lag träge zurückgelehnt auf dem bequemen Bootssitz, hatte einen Arm unter dem Kopf verschränkt und blickte träumerisch in den Himmel hinauf, der sich in wolkenloser seidiger Bläue über der Landschaft spannte. Die Finger der freien Hand glitten liebkosend über das Holz der Bootswand. „Mein Boot!" dachte sie glücklich. „Mein und meiner Freundin Käthe Braunsberg alleiniges Eigentum — erworben von den Ersparnissen eines ganzen Jahres!"

Sie reckte sich wohlig und schloß, trunken von Sonne, Luft und Licht, die Augen.

Stimmen, Hallorufe, Lachen und Scherzen unterbrachen die Stille. Ulla runzelte ein wenig die Brauen. „Lenke das Boot wieder abseits, Käthe," sagte sie, ohne sich zu rühren. „Wir wollen nicht zu nahe an die andern herankommen."

Als keine Antwort kam, blinzelte sie unter halbgeöffneten Augen zu der Freundin hinüber, die sich am Steuer zu schaffen gemacht hatte und nun, die Augen mit der Hand beschattend, über das spiegelnde, glitzernde Wasser blickte.

Ulla folgte der Richtung, den der Blick der Freundin genommen hatte. Da drüben am Ufer stand das so schmucke kleine Bootshaus des Klubs „Wochenende", dem sie beide und die Freunde in den nahen Segelbooten angehörten. In überwiegender Mehrzahl waren es Angestellte größerer Firmen in Eilenburg — berufstätige junge Mädchen und ihre männlichen Kollegen, Verkäufer und Verkäuferinnen, Kontoristen und Stenotypistinnen. Sie hatten sich zusammengetan, um nach der ermüdenden Arbeit der Woche regelmäßig Sonn- und Feiertage hier draußen am Immsee zu verbringen.

„Dein Bruder scheint nicht zu kommen, Käthe," sagte Ulla, die Gegend um das Bootshaus mit den Augen absuchend.

Die Freundin wandte ihr das schmale, zarte Gesicht mit den großen braunen Kinderaugen zu. „Vielleicht hat das Londoner Flugzeug heute Verspätung," entgegnete sie enttäuscht. „Nur so kann ich mir sein Fernbleiben erklären. Mutter versprach mir fest, ihn sofort nach seiner Ankunft zu uns hinauszuschicken."

„Das Flugzeug?" fragte Ulla erstaunt.

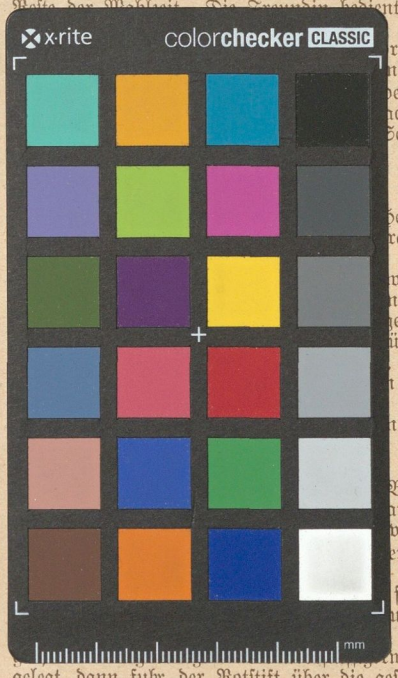
„Erwähnte ich das noch nicht? Ja, Rolf kommt im Flugzeug aus London — sein Vorgesetzter kehrt heute gleichfalls aus England zurück und hat Rolf aufgefordert — natürlich auf Kosten der Bank — mit ihm gemeinsam das Flugzeug zu benutzen."

Im selben Augenblick erschien ein junger Mann auf dem Waldweg, der zum Landungssteg führte. Käthe richtete sich gespannt auf und kniff die Augen zusammen. Dann stieß sie einen hellen Jubelruf aus. „Da ist er ja, Ulla!" Und das Taschentuch hervorziehend, schwenkte sie es hoch in der Luft. „Rolf! Rolf! Hallo!"

In freudiger Erregung wandte sie sich der Freundin zu. „Wir wollen nun rasch ans Ufer, ja, Ulla?" Sie warf einen Blick auf ihre Armbanduhr: „Es ist übrigens Zeit zur Heimfahrt! Halb acht! Wir müssen die andern verständigen."

Ulla richtete sich hastig aus ihrer lässigen Stellung auf. Ihr Blick suchte die übrigen Boote. Die Hände in Form eines Sprachrohrs an den Mund legend, rief sie mit heller Stimme über den See: „Wir müssen zum Bootshaus, Herrschaften — wenn wir uns nicht beeilen, versäumen wir den Zug!"

Von allen Seiten kam Antwort — lachende, bedauernde Rufe wurden laut. Ulla Kemp öffnete indes rasch den Proviantkorb, verstaute Teller, Besteck und die Reste der Mahlzeit. Die Freundin bediente das Steuer.



Segel wurden
rangen die bei-
ndungssteg.
bem wartenden
ch. Dann ver-
Segelboot, nahm
und ging ins

an Land ge-
ber, ein Lachen
raungebrannten

weiblichen Mit-
n, und dem sie
gegeben hatten,
üm mit einem
fuhr mit dem
Handtäschchen

n.

magere kleine
Braunsberg ist
auf, das ist ein
verlieben!"
eundin neckend.

stand vor dem
urecht", wie sie
erhitzten Wan-
weise noch auf-
gelegt, dann fuhr der Rotstift über die gespitzten Lippen. Befriedigt musterte sie ihr Spiegelbild. „So — jetzt kann's losgehen! Der Braunsberg wird Augen machen, wenn er mich wiedersieht! Kinder, ich lach' mich dod!"

Ulla hatte sich schweigend entfernt. Otti Hannemann mit ihrer betonten Lustigkeit, mit ihrer stehenden, albernen

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219300613-18/fragment/page=0007